

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1851) Unterhaltungsblatt

5 (19.1.1851)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 19. Januar 1851.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 5.

Die Mediceer.

(Fortsetzung.)

„Was meinst Du mit meiner Sache?“

„Die Krone, Eccellenza, nicht das Gift.“

„Ich fürchte, Filsso, daß der Herzog am Ende noch das Testament umstößt, welches er zu meinen Gunsten gemacht hat.“

„Woher diese Furcht, Eccellenza?“

„Ich sagte Dir schon, der Arzt aus Bologna ist bei dem Herzog.“

„Ich verstehe, Eccellenza. Entdeckt der Doctor die Wurzel des Uebels, woran der Herzog dahin welkt, so dürfte Euch allerdings etwas Anderes blühen, als eine Krone. Wer, ausser Euch, hat noch Anrechte auf dieselbe?“

„Cosimo von Medici.“

„Dessen Mutter diese Anrechte noch bei Lebzeiten des Herzogs festgestellt wünschte und in Folge dessen selbst festgesetzt wurde, sie sammt ihrem Sohne. Laßt diesen verschwinden, so bleibt Ihr als einziger Erbe übrig, und die Krone kann Euch um so weniger entgehen.“

„Verschwinden?“ dehnte Lorenzino das Wort, als wisse er nicht, was der Bandit damit meine.

„Ich meine verschwinden aus der Welt,“ ergänzte Filsso.

„Die natürlichen Mittel dazu sind Stahl oder Gift. Zu dem Letztern würde ich jedoch in dem gegebenen Falle nicht rathen, weil es leicht Verdacht erregt, wenn zwei Male nach einander die nämlichen Mittel gebraucht werden.“

„Nun, welches andere Mittel würdest Du wählen?“

„Ein sehr einfaches. Ich würde beiden Gefangenen Gelegenheit verschaffen, aus ihrem Kerker zu entfliehen.“

„Es fragt sich, ob sie fliehen wollen.“

Der Bandit lachte hell auf.

„Man sieht,“ setzte er hinzu, „daß Eccellenza niemals im Leben gefangen gewesen ist. Deffnet den Käfig eines Vogels, Ihr werdet Euch wundern, wie schnell das Thier davon fliegt. Und in dem Menschen sollte der Trieb nach Freiheit minder gewaltig seyn. Es kommt auf einen Versuch an. Sorgt dafür, daß die Thür des Kerkers Abends nicht verschlossen wird, und wenn Mutter und Sohn morgen früh nicht entflohen sind, will ich selbst, ich weiß nicht zum wievielften Male, in's Gefängniß.“

„Aus dem Gefängniß ist nicht aus der Welt,“ warf Lorenzino hin. „Und ein Nebenbuhler um die Krone ist für den Träger derselben im Kerker am besten aufgehoben.“

„Hört weiter. Nachdem Mutter und Sohn aus dem Gefängniß verschwunden sind, fallen sie auf ihrer Flucht unter die Räuber, unter die Mörder —“

Ein furchtbarer Schrei, der aus einem der Gemächer in diesem Schloßflügel hervor zu gellen schien, unterbrach die Rede des Banditen.

Lorenzino stand mit aufhorchender Geberde, als erwarte er eine Folge dieses entzücklichen Schreies, die auch nicht ausblieb. Es entstand ein plötzliches Rennen in den Gängen aussen, und das ganze Schloß schien in Bewegung zu gerathen.

„Befiehlt Eccellenza, daß ich nachsehe, was diese Unruhe zu bedeuten hat?“ fragte Filsso, auf dem Sprunge nach der Thür.

Lorenzino kam ihm zuvor, indem er die Thür, welche in das Borgemach führte, öffnete und den dort gegenwärtigen Edelknaben fragte, was vorgefallen sei.

„Ein Page Seiner Hoheit,“ berichtete dieser, „rief mir im Vorüberfliegen zu: der Herzog liege im Sterben.“

„Im Sterben!“ wiederholte Lorenzino mit einem Ausdruck, der ungewiß ließ, ob diese Kunde eine freudige oder traurige für ihn sei.

Danach trat er hastig aus dem Vorzimmer hinaus in den Gang und lenkte seine Schritte nach den Gemächern des Herzogs.

„Eccellenza,“ flüsterte der ihm nacheilende Bandit in das Ohr Lorenzino's. „Die Todesstunde des Herzogs ist die entscheidendste Eures Lebens. Befehlt Ihr, daß ich für mögliche Fälle in der Nähe bleibe? Meine Verkleidung als Soldat der Leibwache ist mein Talisman.“

„Ja,“ war die eben so leise Antwort, „verweile in dem Gange vor den herzoglichen Gemächern, und wenn Du mich aus diesen kommen siehst —“

„So eil' ich Euch nicht entgegen, Eccellenza, was Euch bloßstellen könnte, sondern ich fliege Euch voraus und erwarte Euch hinter dem Pfeiler der großen Treppe.“

Lorenzino nickte dem Banditen zu, als Zeichen des Einverständnisses, und während der Letztere sich an das andere Ende des Ganges zurückzog, trat er in den Saal, welcher vor der Zimmerreihe des Herzogs lag.

Kaum eine Stunde später war der ganze Hof in der Waffenhalle des Schlosses versammelt, um der Eröffnung und Verlesung des herzoglichen Testaments durch den Cardinal Cibo beizuwohnen, welcher zum Vollstrecker des letzten Willens Seiner Hoheit berufen worden war.

Zwei Hösflinge, die sich wie alle Anwesenden, mit gedämpfter Stimme zusammen unterhielten, sprachen von der Ausnahme, die es mache, daß der feierliche Akt der Testamentsverkündung hier in der kriegerischen Waffenhalle vorgenommen werden solle, da doch die herkömmliche Regel vorschreibe, daß dem neuen Herzoge zuerst in dem Thronsaale gehuldigt werde.

Ein dritter Hösfling in der Nähe, welcher bisher mit halber Stimme zu einem vierten gesprochen, dabei aber mit ganzem Ohr auf die Unterredung seiner Nachbarn gelauscht hatte, wendete sich jetzt zu diesen, und indem er sich stellte, als rege er einen ganz neuen Stoff der Unterhaltung an, sagte er:

„Es ist Ihnen wohl noch nicht aufgefallen, Signori, daß die TestamentsEröffnung gerade hier in der Waffenhalle vor sich gehen soll.“

„Allerdings, Signori,“ war die Antwort. „Wir sprachen so eben davon.“

„Und wissen Sie: warum Seine Eminenz der Cardinal Cibo dieser Waffenhalle zu diesem Behufe den Vorzug gegeben hat vor dem Thronsaale?“

Die beiden Gefragten gestanden ihre Unwissenheit, und Jener belehrte sie:

„Es geschieht, wie ein Page des Herzogs mir vertraut hat, auf den letzten Befehl Seiner Hoheit, daß das Testament hier verkündigt wird, weil diese Waffenhalle einer der festesten Punkte der herzoglichen Burg, und weil daher der neue Herzog für den Fall, daß Unruhen ausbrechen sollten, hier am gesichertsten ist, zumal da ihm zuerst von Allen die Schweizer Leibwache den Eid der Treue schwören soll.“

„Man befürchtet Unruhen?“

„Es kreuzen sich seit einer Stunde die verschiedenartigsten Gerüchte,“ fuhr der Höfling mit der Miene der Unwissenheit fort. „Die Ankunft des Wunderdoctors aus Bologna scheint von unzuberechnenden Folgen zu seyn.“

„Wie so?“

„Weil Derjenige, welcher bis dahin der Nächste am Throne war, jetzt vielleicht am entferntesten von der Krone steht.“

„Sprechen Sie von dem Better des Herzogs?“

„Bon Lorenzino von Medici. Allerdinge!“

Hier wurde das Gespräch durch den Eintritt von drei Personen unterbrochen, deren Erscheinung eine allgemeine Bewegung unter den Anwesenden hervorbrachte. Die Eintretenden waren Cosimo von Medici, seine Mutter und der Hauptmann Bondoni, welcher die beiden Gefangenen aus ihrem Kerker hierher geleitet hatte und sich nun in das anstoßende Kabinett begab, um dem Kardinal Eibo ihre Gegenwart zu melden.

„Was geht hier vor, meine Mutter?“ fragte Cosimo leise die Gefährtin seiner Leiden. „Der Capitano, der uns auf Befehl hierher geführt hat, war ungewöhnlich ernst und wollte uns nicht sagen, warum er uns aus dem Kerker abholte, und was unser hier harre.“

„O mein Sohn,“ flüsterte die Wittve Giovanni's von Medici mit einer Stimme, in welcher der Schlag ihres geängstigten Mutterherzens wiederzuhallen schien. „Bitte zu Gott, daß er Dir Kraft verleihe in dieser schweren Stunde. Ich ahne, wir stehen an einem Wendepunkte unseres Schicksals.“

Cosimo blickte die Mutter gespannt an, sah den Thränenflor, der ihre Augen verleierte und antwortete leise:

„Deine Miene sagt mir, daß die Ahnung, die Du hast, keine glückliche ist, und daß unser Schicksal, wenn es sich hier wendet, sich nicht zum Guten wenden wird.“

„Das fürchte ich, mein Sohn.“

Cosimo forschte durch einen zweiten Blick, der im Fieber der Erwartung brannte, in den bleichen Zügen seiner Mutter: ob er vielleicht daraus das bange Vorgefühl ihrer Seele errathen könne. Jedoch sie drehte den Kopf weg, als fürchte sie, ihr Sohn könne die Befürchtung ihres Mutterherzens in ihren Mienen lesen, und die hohe Wallung ihrer Brust ließ auf den Kampf in ihrem Innern schließen. Da ergriff Cosimo ihre Hand, drückte sie inbrünstig und flüsterte ihr zu:

„Sei getrost, liebe Mutter! Was uns auch in dieser Stunde drohen möge, Du wirst sehen, daß ich würdig bin, der Sohn Giovanni's von Medici zu heißen. Mein Vater starb wie ein Held. Daran werde ich denken, wenn es der Tod seyn sollte, der mich hier erwartete!“

„O meine Ahnung!“ seufzte die Mutter.

„Also haben wir einen Gedanken, meine Mutter?“

Sie neigte das Haupt zum Zeichen der Bejahung.

Cosimo starrte einen Augenblick zu Boden. Danach warf er den schönen Jünglingskopf hoch empor, und sein sprühender Blick hafterte an dem Degen des ihm zunächst stehenden Höflings.

„Es ist das Auge seines Vaters,“ murmelte die Mutter zwischen den blassen Lippen, und als erkenne sie den Keim des Entschlusses, der in seiner Seele reiste, war sie es jetzt, die seine Hand inbrünstig drückte, indem sie ihm zustüstelte: „Unglücklicher Sohn, was willst Du thun?“

„Laß mich!“ rief der Jüngling. „Ich handle im Geiste meines Vaters!“

Und gleichzeitig mit diesem Ausbruche seines Entschlusses hatte er sich losgerissen von der hemmenden Hand der Mutter, war zu dem ihm zunächst stehenden Höfling gestürzt, dessen Degen seinen Blick magnetisch angezogen hatte, und im Nu war die Klinge desselben in seiner um den Griff gehaltenen Faust.

Der Höfling, der seinen Degen in der Hand des Gefangenen sah, schrie auf; die andern zogen ihre Degen, und ein allgemeines Waffenklirren wurde gehört, dazu der Haß der theils fragenden, theils drohenden Stimmen.

„Kommt an, Ihr Mörder!“ rief der Jüngling, und höher hob er den blitzenden Stahl. „Kommt an, der Sohn Giovanni's von Medici wird nicht wehrlos sterben, und erst müßt Ihr sein Herz durchbohrt haben, bevor es Euch gelingt, das Herz seiner Mutter zu treffen.“

„Cosimo! Mein Cosimo!“ schrie die Wittve Giovanni's, mit ihren Händen krampfhaft den bewaffneten Arm ihres Sohnes umklammernd. „Du weißt nicht, was Du thuest, Du selbst forderst Dein Verderben herauf —“

„Ich werde ihm zu begegnen wissen, meine Mutter. Nicht umsonst gab meines Vaters Geist mir diesen Gedanken ein und diesen Degen in die Hand!“

„Unglücklicher Sohn! Du selbst giebst Dir den Tod!“

„Ich sterbe nicht ungerächt!“ rief der Jüngling, und der Blitz seines Auges wetteiferte mit dem Blitz des Stahles in seiner Faust.

„Wirf ihn weg, diesen Degen!“ flehte die Mutter.

„Nimmermehr!“

„Ich befehle es Dir, ungehorsamer Sohn!“

„Ich gehorche dem Geiste meines Vaters, der mich anblickt aus dem Spiegel dieses Stahles und mir zuwinkt, diesen Degen in das Blut meiner Henker zu tauchen.“

„Cosimo, Cosimo!“ drohte die Mutter mit einem Schrei, in dem die letzte Kraft ihrer Seele auszuhallen schien. „Wirf ihn weg, diesen Degen, der Dir keinen Schutz gewährt, sondern Deinem Widersacher nur den Vorwand, Dich zu tödten, wirf ihn weg, sag' ich Dir, oder mein Fluch —!“

„Halte ein!“ fiel plötzlich eine gewichtige Stimme dazwischen, bei deren Klänge Mutter und Sohn sich gleichzeitig nach dem Sprecher umkehrten.

Der Kardinal Eibo stand vor ihnen, eine Pergamentrolle, von welcher ein großes Siegel niederhing, in der Hand.

„Eminenz,“ sagte die Wittve Giovanni's, sich voll Ehrfurcht verneigend vor dem Fürsten der Kirche. „Eine unglückliche Mutter fleht Euch an, die jugendliche Unbesonnenheit ihres Sohnes zu entschuldigen bei dem Herzog.“

„Eminenz,“ ergriff Cosimo das Wort, „entsendet Euch der Herzog, mich zum Tode zu bereiten? Ich bitte nicht um mein Leben —“

„Wozu der Degen in Deiner Hand, mein Sohn?“ unterbrach ihn der Kardinal mit mildem Ernste.

„Um mein und meiner Mutter Leben zu vertheidigen.“

„Gegen wen?“

„Gegen unsern Verfolger, den Herzog Alessandro.“

„Kenne ihn nicht so, mein Sohn,“ fuhr der Kardinal fort.

„Der Herzog Alessandro steht in diesem Augenblick vor Gott —“

„Tod!“ riefen Mutter und Sohn wie aus einem Munde.

„Und Gott, der Richter der Lebendigen und der Todten,“ sprach der Kardinal weiter, als sei er nicht unterbrochen worden, „Gott wird den Herzog richten nach seiner Darmherzigkeit. Deine Pflicht, mein Sohn ist, zu vergeben, auf daß Dir vergeben werde.“

„Eminenz,“ sagte die Mutter, „Ihr waret bei dem Sterbenden?“

„Bis er ausgekitten hatte, meine Tochter, und er hat schwer gelitten.“

„Nicht schwerer, als wir in der Gefangenschaft,“ rief Cosimo.

„Vergiß, was hinter Dir liegt, mein Sohn, und laß Dir gesagt seyn, was der Herr, der für uns Alle gelitten hat, spricht: Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“ — Und wiederum zu der Mutter gewandt, fuhr der Kardinal fort: „Zu spät benachrichtigt von der Gefahr, in der das Leben des Herzogs schwebte, trat ich erst bei ihm ein, als er schon mit dem Tode kämpfte. Nur der Blick des Sterbenden sprach noch zu mir, seine Zunge war schon in den Banden des Todes.“

(Fortsetzung folgt.)

Charakterzüge aus dem Leben Bem's, später Amurad Pascha.

(Ge storben den 10. Dezember 1850 zu Aleppo.)

Von einem Honved-Offizier.

Der Verfasser befand sich während dem ersten Feldzuge des Generals Bem in Siebenbürgen, zu Klausenburg, und nahm Theil an den letzten Gefechten der Armee. Er hatte Gelegenheit, in des Feldherrn nächster Nähe zu verweilen.)

Das erste Mal, als ich ihn sah, umstand ihn eine jauchzende Bevölkerung auf dem Gipfel der Freude. Er war als Sieger in die Hauptstadt des Landes eingerückt, auf welcher während mehr als einem Monate der Zorn des Feindes, Schrecken und Angst vor Plünderung und Brand durch wilde Räuberhorden, die Walachen, geruht hatte.

Dem General war ein hoher Ruf strategischen Talentes vorangegangen. Man drängte sich, den Retter der Stadt zu sehen, auf den die Blicke aller patriotischen Ungarn voll Hoffnung gerichtet waren. Umgeben von seinem Stabe ging er auf das Haus zu, das, als seine Wohnung, das Hauptquartier der obersiebenbürgischen Armee geworden war. Ich sah einen ziemlich hagern Mann mittlerer Größe, in den braunen Utilla der Honved gekleidet, mit der Auszeichnung seines Ranges, dem goldbetrehten Kragen und dem Federbusche auf dem Tschako. Ein mageres Gesicht, mit sehr vorspringenden Backenknochen, graue, durchdringende Augen, etwas kurze zurückgebogene Nase; freudlicher Mund, schwacher grauer Backen- und Schnurbart, graues Kopshaar, etwas gebeugte Haltung, fester, obwohl langsamer Schritt.

Der General lebte äußerst mäßig. Beständig mit seinen Plänen beschäftigt, gönnte er sich keine oder nur wenig Zeit der Erholung und verschmähte die Genüsse der Tafel, gleich Napoleon, dessen viertelstündige Diners bekannt sind. Alles an ihm war einfach, oft noch mehr als dies. Den hohen Gehalt, den er von der Regierung bezog, verwendete er zu Geschenken an Offiziere und Soldaten und spendete freigebig vierzehntägige Löhnungen an die Armee, wenn er einen Sieg erfochten hatte.

Als im Monat Mai der General siegreich die Oestreicher und Russen aus Siebenbürgen vertrieben hatte, ließ sich eines Abends ein Fremder — es war, wenn ich nicht irre, in Mühlbach — bei ihm melden, welcher vorgab, Dinge von hoher Wichtigkeit dem General mittheilen zu müssen. Ohne seinen Namen nennen zu wollen, beharrte er auf dem Vorhaben, Bem zu sprechen, noch, als man ihm bedeutete, namenlose Fremde könnten keinen Zutritt finden. Der General, welcher das lauter werdende Zwiesgespräch gehört hatte, machte demselben ein Ende, indem er den Fremden einlud, einzutreten. Dieser sprach zuvörderst den Wunsch aus, mit dem F.-M.-L. allein zu reden. Bem gab sogleich den Anwesenden ein Zeichen, sich zurückzuziehen. Da eine sehr schmale Wand das Vorzimmer von dem Saale, worin sich Bem befand, trennte, so hörten die Offiziere, ohne zu lauschen, ein jedes Wort der Unterredung, trotz der Bemühung des Fremden, seine Stimme zu dämpfen.

Der Fremde kam im Namen einer sehr hochgestellten Person, um dem F.-M.-L. eine bedeutende Summe anzubieten, wenn er seine Stelle in der ungarischen Armee niederlegen wolle. Bem's Antwort war kurz, wie gewöhnlich: „Sagen sie dem, der sie zu mir geschickt hat, daß ich Morgens meinen Kaffee trinke, Mittags ein oder zwei Gerichte habe, wenn sie zu haben sind, und daß ich in meinem Mantel schlafe, wenn kein Bett zu haben ist. Ich brauche keinen Luxus und keine Bequemlichkeit, also auch Ihr Geld nicht. — Gehen Sie in Gottes Namen!“

Sogleich nach seiner Besetzung Klausenburgs, am 25. Dezember 1848, meldete sich der Postmeister, welcher unter der österreichischen und der ungarischen Regierung eine etwas zweideutige Rolle gespielt hatte, und bat um eine Unterredung mit dem General. Er fragte, ob er auch jetzt wie früher verdächtige Briefe anhalten und dem General überliefern sollte. Bem antwortete: „Gott soll mich bewahren, fremde Briefe zu öffnen und zu lesen, wie es die O . . . thun. Lassen wir die Leute

schreiben, was sie wollen, und befördern Sie Alles in gehöriger Ordnung!“

Der Feldmarschalllieutenant war mit der Strenge, mit welcher gegen die offenen Anhänger Oestreichs verfahren wurde, nicht einverstanden und tadelte die Einsetzung der Blutgerichte gegen entschiedene Verschwörer. Obwohl diese Blutgerichte sehr selten Todesurtheile über Solche fällten, die als Parteilenker und Agitatoren in die Hände der Ungarn gefallen waren — weit strenger war man gegen die Chefs walachischer Räuberhorden — so war des Generals Meinung doch immer, daß man mit einem Loth Güte mehr ausrichte, als mit einem Pfund Strenge. Ueber die Hinrichtung des Pfarrers Roth von Méschen sprach er sich bitter tadelnd aus. „Ich wollte, dies Blut wäre nicht vergossen worden,“ sagte er, „wir haben den Sachsen einen Märtyrer geschenkt.“

Bem's mildes Verfahren gegen den Hauptstiz der sächsischen Opposition, Hermannstadt, ist bekannt. Am Tage nach der Einnahme dieser Stadt ließ er durch Plakate veröffentlichen, daß er die Freiheit der Presse, eines der höchsten Güter constitutioneller Staaten, achten wolle, und daß ein Jeder schreiben und drucken lassen könne, was ihm beliebe. Es gibt wohl wenige Beispiele in der Geschichte, wo der Eroberer einer Stadt, eines Landes, sogleich nach dem Siege dem Worte freien Lauf gönnt hätte. Freilich, er war kein angestammter und legitimer Regent, sondern ein Verschwörer, der konnte Pressefreiheit aufrecht erhalten, ohne an Macht und Verehrung einzubüßen.

Als Anfangs März 1849 der General Tag und Nacht Schäßburg verschanzten ließ, als ob er sich auf Leben und Tod verteidigen wolle, fragte ihn einer seiner Stabsoffiziere, was dies zu bedeuten habe. „Können sie schweigen?“ fragte Bem den Grafen geheimnißvoll — „Ja, General.“ — „Nun, ich kanns auch, Herr Major!“ (Schluß folgt.)

Neue Sprichwörter.

So lang' ein Thor die Zunge kann bändigen
Hält man ihn auch für einen Verständigen.

Ging man auch gern den allergradsten Weg:
Es gibt nicht allenthalben Brück' und Steg.

Wer fremde Reden bringt in's Haus,
Der nimmt die unsern mit hinaus.

Wer kutschirt auf dem Hoffnungswagen,
Kann heut' oder morgen herunterschlagen.

Die Tugend, die wir im Munde führen,
Die kann doch nicht das Herz schon zieren!

Wär' uns manch Laster von ewiger Treue,
So kam' auch im Alter vielleicht nicht die Neue.

Fahr' ja nicht gleich mit der Wahrheit raus:
Gehst du zu heilen in's Narrenhaus.

Wer darf auf seine Tugend pochen,
Wen nie das Laster angesprochen!

Wenn man Jeden sieht und hört:
Ist sein Nachbar nur bethört.

Wo ist der Aeskulap der schnell heile
Chronische Uebel und Vorurtheile!

German Mäurer.

Gegenstände.

Es mußte der rohen Gewalt,
Von jeder der Schwäch're erliegen;

So mußte dereinstens schon Abel
Der Keule von Cain sich fügen. —

Doch zeigt uns die Bibel auch noch
Daß Kleine oft Große bestiegen;

Es mußte Herr Goliath einst
Der David'schen Schleuder erliegen!

Alles will jetzt größer sehn.

Es ist die Welt so groß und weit,
Doch würde eng die Bahn,
Wenn Wahrheit würde, was der Mensch
Sich dünkt in seinem Wahne.
Jedweden ist sein Stand zu schlecht,
Ob Jude oder Christ,
Denn Alles will jetzt größer sehn,
Als wie es wirklich ist.

Inspector der Beleuchtung heißt,
Wer an die Lampen brennt,
Barbieregesellen giebt's nicht mehr,
Sie nennen sich Student.
Rückt Einer in das Tageblatt
Zwei Knittelverse ein,

So nennt er sich schon Literat
Und Doctor obendrein.

Ein Schneider, der in Vorrath hat
Drei Westen von Piqué,
Heißt Taylor jetzt und die Werkstatt
Nennt stolz er Atelier.
Ein Jüngling, der drei Töne singt,
Nennt sich schon Operist,
Denn alles will jetzt größer sehn,
Als wie es wirklich ist.

Ein Bäcker, welcher Bräzeln bäckt,
Träumt von Conditorei'n.
Und saurer Landwein will partout
Aus der Champagne sehn.

So bilden auch in unsrer Zeit,
Wo die Fabriken blüh'n,
Zwei Hauben und ein Unterrock
Ein Modenmagazin.

Verkauft jetzt Einer Schwefelholz
Und krämpelt auf den Hut,
So heißt die Firma sicherlich
„Artistisch Institut.“
Der Herbergsvater heißt Traiteur,
Der Gastwirth Abergist,
Denn alles will jetzt größer sehn,
Als wie es wirklich ist.

Liebesrecept.

Nimm zwei Quentchen Liebesblicke,
Sieben Unzen Händedrucke,
Zartes Schmachten 15 Gran,
Feuch' es gut mit Thränen an,
Dazu 6 Gran Neckerei,
Zwei Loth Eifersüchtelei,
7 Drachmen Verse-Mus
21 Billets-Dour,
Seufzer eine volle Mandel
Ueberstreut mit Zuckermandel,
Eine Drachme Leidenschaft,
7 Unzen Polka-Saft,
7 Unzen Balzer-Tropfen,
1 bis 2 Champagner-Propfen,
Liebeschwüre just ein Pfund,
Laß das kochen eine Stund',
Seh' es durch ein feines Siebchen,
Rühr' es um, und gib dem Liebchen
Stündlich einen Löffel voll:
Muß Dich lieben dann wie toll.

Miscellen.

X In einem despotischen Staate gibt es, strenge genommen, nur einen einzigen Verbrecher: es ist Der, welcher im Widerspruch mit den Gesetzen der Natur sich herausnimmt, für Alle zu denken und zu handeln. Schon als die Theologie anfing, zu behaupten, daß die Menschen ihrem Gotte gegenüber willensfreie Wesen seien, fühlte sie sehr wohl, daß die Menschen ihn sonst nur als ihren Tyrannen betrachten und für alle Lasten und Verbrechen in der Welt verantwortlich machen müßten. Und wenn es uns nun Niemand — selbst die knechtische Theologie nicht einmal — streitig macht, daß wir Gott gegenüber frei sind, mit welchem Rechte will man von uns fordern, einem Herrscher gegenüber Sklaven zu seyn!?

X Ammianus Marcellinus erzählt: Wenn die wilden Gänse bei eintretender Wärme den Orient verlassen, und auf ihrem Zuge in die Abendländer, in der Gegend des Gebirges Taurus, wo es viele Adler giebt, anlangen, nehmen sie, aus Furcht vor diesen ihnen überlegenen Vögeln, kleine Steinchen in die Schnäbel, damit ihnen auch bei der dringendsten Veranlassung nicht der geringste Laut entschlüpfe. Sie eilen in schnellem Fluge über das Gebirge hin, lassen dann die Steinchen wieder fallen, und setzen ihren Zug nun weniger furchtsam fort.

X Nach der neuesten Berechnung eines Engländers beläuft sich die Bevölkerung der Erde noch immer in runder Zahl auf 1000 Millionen Menschen und die jährliche Vermehrung unseres Geschlechts auf 10 Millionen.

Maritäten-Kästlein.

© Ein vierfähriger Zeuge. In der Nähe von Washington leben zwei kleine Landwirthe, die sich hauptsächlich mit Schweinezüchterei befassen; der eine ist ein Deutscher, der andere ein Engländer. Kürzlich vermißt der Deutsche ein seiner Schweine, das er, da es gezeichnet war, unter den Schweinen seines Nachbarn zu bemerken glaubte. Seine deshalb gemachten Reclamationen wurden indeß barsch zurückgewiesen. Der Deutsche nahm jetzt die Hälfte der Gerichte in Anspruch, und sein englischer Nachbar wurde vor deren Forum citirt. Eine Menge Zeugen wurden abgehört, allein trotz aller Versicherungen konnte die wahre Sachlage nicht bargethan werden, da etwaigen Beweisen eben so schlagende Gegenbeweise entgegengehalten wurden. Schon verzichteten Richter und Vertheidiger darauf, die Wahrheit ans Licht zu fördern, als dem Advokaten des Deutschen ein guter Gedanke kam. Er verlangte, daß der Sohn des Deutschen, welcher in der Regel die Schweine seines Vaters hütete, zurückgerufen würde. Hans kam diesem Verlangen ungesäumt nach. „Hast Du nicht, mein Sohn,“ fragte ihn der Advokat, „wenn Du die Schweine Deines Vaters hütetest, Dich der deutschen Sprache bedient und hörten sie nicht auf Deinen Ruf?“ „Gewiß, Herr,“ erwiderte Hans. „Der hohe Gerichtshof,“ wandte sich jetzt der Advokat an die Richter, „wolle gestatten, daß ich mich in Gesellschaft eines Gerichtsboten nach dem Schweinehain meines Gegners begeben, um an Ort und Stelle zu sehen, ob das als gestohlen bezeichnete Schwein auf den Ruf seines ehemaligen Hüters hört.“ Als Hans an der Thür des Stalles seine Stimme ertönen ließ, kam sogleich das bezeichnete Schwein aus der Herde heraus und näherte sich ihm. Der Erfolg war eclatant und das Gericht condemnirte sofort den Engländer.

© Scherzfrage. Welcher Fuß kann nicht zum Laufen benutzt werden?
Gnyvaqvnt wE 'jaaauuz

Zogogryph.

Wohl keinen Sterblichen die Erde trug,
Der nimmermehr von mir zu sagen wußte,
Der nicht, wenn das Geschick ihm Wunden schlug,
Zu mir dann seine Zuflucht nehmen mußte,
Um auszuströmen tiefempfund'nen Schmerz,
Um zu erleichtern das gepreßte Herz.

Schneid' mir die Füße ab, — auch dann werd' ich,
Quält Sorge Dich, Dir Freund und Tröster werden;
Komm' nur getrost zu mir, ich lasse Dich
Bergeßen Pein und Schmerzen dieser Erden.
D'rum, wo ich tröstend hingekommen bin,
Da muß das Ganze bald von dannen zieh'n.

Auflösung der Charade in No. 4:

R o t e n b l a t t .